



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Pierre Lemaitre,

1951 in Paris geboren, ist Autor mehrerer preisgekrönter Romane und Kriminalromane. Sein letztes Buch, »Wir sehen uns dort oben«, wurde mit dem wichtigsten französischen Literaturpreis, dem Prix Goncourt, ausgezeichnet. Nun liegt sein neuer, hochgelobter Roman »Drei Tage und ein Leben« in deutscher Übersetzung vor. Der Autor lebt in Paris.

Tobias Scheffel,

1964 in Frankfurt am Main geboren, hat unter anderem Robert Bober, Fred Vargas, Georges Perec und Léon Werth übersetzt. 2005 wurde er mit dem Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Pierre
Lemaitre
*Drei Tage und
ein Leben*

Roman

Aus dem Französischen
von Tobias Scheffel

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Trois jours et une vie«

© Editions Albin Michel, Paris 2016

Für die deutsche Ausgabe

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH,
München

Unter Verwendung eines Fotos von © Anselme Servain/
Arcangel

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98106-3

Für Pascaline

*Für meinen Freund Camille Trumer,
mit Zuneigung*

1999

1

Ende Dezember 1999 ging eine überraschende Reihe tragischer Ereignisse auf Beauval nieder, darunter an erster Stelle natürlich das Verschwinden des kleinen Rémi Desmedt. In dieser waldreichen Gegend, in der das Leben langsamen Rhythmen folgt, löste das plötzliche Verschwinden des Kindes Bestürzung aus und wurde von einigen Einwohnern sogar als Vorzeichen der kommenden Katastrophen angesehen.

Für Antoine, der im Mittelpunkt des Dramas stand, begann alles mit dem Tod des Hundes. Odysseus. Versuchen Sie nicht herauszufinden, weshalb sein Besitzer, Monsieur Desmedt, dem spindeldürren, fahlgelb-weißen Mischling mit den langen Beinen den Namen eines griechischen Helden gegeben hatte, das wird nur eines der Rätsel in dieser Geschichte sein.

Die Desmedts waren die Nachbarn, und Antoine, damals zwölf, hing umso mehr an diesem Hund, als seine Mutter Haustiere immer abgelehnt hatte, keine Katze, kein Hund, kein Hamster, nichts, das macht nur Dreck.

Odysseus kam bereitwillig ans Gartentor, wenn Antoine

ihn rief, oft folgte er der Bande von Freunden zum Weiher oder in die Wälder der Umgebung, und wenn Antoine allein dorthin ging, nahm er ihn immer mit. Er ertappte sich dabei, dass er mit Odysseus redete wie mit einem Gefährten. Der Hund neigte ernst und konzentriert den Kopf, dann haute er plötzlich ab, ein Zeichen, dass die Stunde der Vertraulichkeiten zu Ende war.

Den Spätsommer hatte Antoine zum großen Teil damit verbracht, mit den Klassenkameraden im Wald, auf der Anhöhe von Saint-Eustache, eine Hütte zu bauen. Die Idee stammte von Antoine, und Theo hatte sie wie gewöhnlich als seine ausgegeben und sich so die Führung der Operationen gesichert. Die Autorität des Jungen über die kleine Bande war dem Umstand zu verdanken, dass er zugleich der Größte von allen und Sohn des Bürgermeisters war. Das sind Dinge, die in einer Stadt wie Beauval zählen (man verabscheut die Leute, die man regelmäßig wiederwählt, sieht den Bürgermeister aber als heiligen Schutzpatron und seinen Sohn als Kronprinzen; diese soziale Rangordnung entsteht in den Läden, weitet sich auf die Vereine aus und erreicht über Kapillarwirkung die Schulhöfe). Außerdem war Theo Weiser der schlechteste Schüler seiner Klasse, was in den Augen seiner Kameraden als Beweis für Charakter galt. Versetzte sein Vater ihm eine Tracht Prügel – was nicht selten war –, trug Theo stolz die blauen Flecken zur Schau wie einen Tribut, den größere Geister dem Konformismus ihrer Umgebung eben zahlen müssen. Er machte auch nicht gerade wenig Eindruck auf die Mädchen, weshalb er von den Jungen gefürchtet und bewundert, aber nicht geliebt wurde. Antoine selbst verlangte nichts und

war auf nichts neidisch. Der Bau der Hütte genügte zu seinem Glück, er brauchte nicht Chef zu sein.

Alles hatte sich geändert, als Kevin eine PlayStation zum Geburtstag bekommen hatte. Der Wald von Saint-Eustache hatte rasch seinen Reiz verloren, alle trafen sich zum Spielen bei Kevin, dessen Mutter sagte, das sei ihr lieber als die Wälder und der Weiher, die sie immer für gefährlich gehalten hatte. Antoines Mutter dagegen missbilligte diese Mittwoche auf dem Sofa, ihr verblödet noch mit dem Zeug; schließlich verbot sie ihm hinzugehen. Antoine rebellierte gegen die Entscheidung, weniger, weil ihm die Videospiele gefallen hätten, als wegen der Treffen mit den Freunden, um die er gebracht war. Mittwochs und samstags fühlte er sich allein.

Er verbrachte ziemlich viel Zeit mit Émilie, der Tochter der Mouchottes, ebenfalls zwölf, blond wie ein Küken, lockiges Haar, lebhaftes Augen, ein echtes kleines Biest, so eines, dem man nichts abschlägt, selbst Theo war in sie verknallt, aber mit einem Mädchen zu spielen, ist eben nicht das Gleiche.

Antoine kehrte also in den Wald von Saint-Eustache zurück und nahm den Bau einer Hütte in Angriff, diesmal aber in der Luft, im Geäst einer Buche, in drei Meter Höhe. Er hielt den Plan geheim und genoss schon im Voraus seinen Sieg, sobald die Freunde, der PlayStation überdrüssig, in den Wald zurückkommen und den Bau entdecken würden.

Die Arbeit nahm viel Zeit in Anspruch. Im Sägewerk sammelte er Planenreste zusammen, um die Öffnungen vor Regen zu schützen, Teerpappenstücke für das Dach, Stoffe

zum Verschönern, er baute Nischen, um seine Schätze unterzubringen, er kam nie zum Ende, schon allein deshalb nicht, da ihn das Fehlen eines Gesamtplans zu zahlreichen Neuanfängen zwang. Wochenlang füllte diese Hütte all seine Zeit und seine Gedanken aus, machte das Geheimnis schwer zu bewahren. Zwar erwähnte er in der Schule eine Überraschung, die mehr als einen von ihnen sprachlos vor Bewunderung machen würde, aber er erzielte damit kaum Erfolg. Zu dieser Zeit war die Bande buchstäblich elektrisiert von der angekündigten neuen Tomb-Raider-Version, es gab nichts anderes mehr.

Während der ganzen Zeit, in der sich Antoine seinem Werk widmete, war der Hund Odysseus sein Gefährte. Nicht, dass er zu viel nutze gewesen wäre, aber er war da. Seine Anwesenheit brachte Antoine auf die Idee eines Hundefahrstuhls, der es Odysseus erlauben würde, ihm Gesellschaft zu leisten, wenn er in seine Hütte hinaufstieg. Rückkehr zum Sägewerk, um eine Rolle zu entwenden, dann ein paar Meter Seil und schließlich alles Nötige, um eine Plattform herzustellen. Dieser Lastenaufzug, der dem Bauwerk den letzten Schliff verlieh und zeigte, wie ambitioniert es war, erforderte viele Stunden der Entwicklung, von denen er einen großen Teil damit verbrachte, dem Hund hinterherzulaufen, den die Aussicht abzuheben vom ersten Versuch an in Panik versetzte. Die Plattform blieb nur mit Hilfe eines Stocks in der Waagerechten, der dazu diente, die linke Ecke zu stabilisieren. Das war nicht ganz zufriedenstellend, aber Odysseus gelangte doch nach oben. Während des gesamten Aufstiegs stieß er ein erbärmliches Quieken aus, und sobald Antoine ihm gefolgt war, drückte

er sich zitternd an ihn. Das nutzte Antoine, um seinen Geruch einzuatmen und ihn zu streicheln, er schloss vor Wohlbehagen die Augen. Der Abstieg war immer leichter, da Odysseus nie wartete, bis er auf Bodenhöhe war, sondern schon vorher auf die Erde sprang.

Antoine versah den Ort mit Dingen, die er auf dem Speicher eingesammelt hatte, eine Taschenlampe, eine Decke, etwas zu lesen und zu schreiben, also alles, was erforderlich war, um in Autarkie zu leben, oder zumindest fast.

Aus all dem darf man nicht schließen, dass Antoine von einzelgängerischem Temperament gewesen wäre. In diesem Moment war er es zwangsläufig, durch den Umstand, dass seine Mutter Videospiele nicht ausstehen konnte. Sein Leben war voll von Gesetzen und Vorschriften, die Madame Courtin ebenso regelmäßig wie kreativ verkündete. Sie hatte ein unbeugsames Temperament und war nach ihrer Scheidung zu einer Frau mit Prinzipien geworden, wie so oft bei alleinerziehenden Müttern.

Sechs Jahre zuvor hatte Antoinets Vater einen Wechsel der Stelle genutzt, um einen Wechsel der Frau vorzunehmen. Er hatte seinen Antrag auf Versetzung nach Deutschland mit dem Antrag auf Scheidung verbunden, der Blanche Courtin schwer getroffen hatte, was umso überraschender war, als die Ehe nie gut funktioniert hatte und die intimen Beziehungen zwischen den Eheleuten nach Antoinets Geburt auf dramatische Weise selten geworden waren. Monsieur Courtin war seit seinem Auszug nie wieder nach Beauval zurückgekehrt. Er schickte pünktlich Geschenke, die kontinuierlich nicht den Wünschen seines Sohnes entsprachen, schickte Geschenke für Sechzehnjährige, als er

acht war, für Sechsjährige, als er elf war. Ein Mal war Antoine zu ihm nach Stuttgart gefahren, sie hatten sich drei lange Tage feindselig angeblickt und das Experiment in gegenseitigem Einvernehmen niemals wiederholt. Monsieur Courtin war ebenso wenig dazu geschaffen, einen Sohn zu haben, wie seine Frau, einen Mann zu haben.

Diese bestürzende Episode brachte Antoine seiner Mutter näher. Bei seiner Rückkehr aus Deutschland setzte er den schwerfälligen, langsamen Rhythmus ihres Lebens mit dem gleich, was er für ihre Einsamkeit, ihren Kummer hielt, und sah sie in einem neuen, unbestimmt tragischen Licht. Und natürlich fühlte er sich, wie es bei jedem beliebigen Jungen seines Alters der Fall gewesen wäre, am Ende für sie verantwortlich. Mochte sie auch eine enervierende (und bisweilen eindeutig schwierige) Frau sein, so glaubte er in ihr doch etwas Entschuldigbares zu sehen, das alles überwog, den Alltag und die Fehler, den Charakter, die Umstände ... Für Antoine war es undenkbar, seine Mutter noch unglücklicher zu machen, als er sie sich vorstellte. Von dieser Gewissheit löste er sich nie.

In Verbindung mit seiner wenig mitteilbaren Natur machte all das aus Antoine ein insgesamt leicht depressives Kind, was durch das Auftauchen von Kevins PlayStation nur noch verstärkt wurde. In dem Dreieck aus abwesendem Vater, strenger Mutter und fremd gewordenen Freunden nahm der Hund Odysseus offensichtlich einen zentralen Platz ein.

Dessen Tod sowie die Art und Weise, wie er geschah, stellten für Antoine ein besonders brutales Ereignis dar.

Monsieur Desmedt, der Besitzer von Odysseus, war

ein wortkarger, jähzorniger Mann, robust wie eine Eiche, mit buschigen Brauen und dem Gesicht eines wütenden Samurai, immer davon überzeugt, recht zu haben, einer, den man nicht leicht dazu bringt, die Meinung zu ändern. Und ein Raufbold. Nie war er etwas anderes gewesen als Arbeiter bei *Weiser, Holzspielzeug seit 1921*, dem größten Unternehmen in Beauval, wo seine Laufbahn von Auseinandersetzungen und Streitereien begleitet war. Zwei Jahre zuvor war er sogar freigestellt worden, weil er Monsieur Mouchotte, seinen Werkmeister, vor allen Kollegen geohrfeigt hatte.

Er hatte eine fünfzehn Jahre alte Tochter, Valentine, die in Saint-Hilaire eine Friseurlehre machte, und einen Sohn, Rémi, sechs Jahre alt, der Antoine grenzenlos bewunderte und ihm folgte, wann immer er konnte.

Der kleine Rémi war im Übrigen keine Last. Ganz nach dem Modell seines Vaters gebaut, war er bereits kompakt wie ein künftiger Holzfäller, er war mühelos fähig, mit Antoine nach Saint-Eustache hinaufzulaufen und sogar bis zum Weiher. Madame Desmedt hielt Antoine, und nicht zu Unrecht, für einen verantwortungsbewussten Jungen, dem man Rémi überlassen konnte, wenn die Gelegenheit sich bot. Ohnehin genoss das Kind eine große Bewegungsfreiheit. Beauval ist eine Stadt von bescheidener Größe, im selben Viertel kennen sich alle oder fast alle. Ob die Kinder im Sägewerk spielen oder in den Wald gehen, ob sie sich bei Marmont oder Fuzelières austoben, immer sind sie im Blick eines Erwachsenen, der dort arbeitet oder vorüberkommt.

Antoine, dem es schwerfiel, sein Geheimnis zu bewahren, hatte Rémi eines Tages mitgenommen, um ihm die

schwebende Hütte zu zeigen. Das Kind hatte seine Bewunderung für das technische Meisterwerk nicht zurückhalten können, absolut begeistert war es mehrmals mit dem Fahrstuhl auf und ab gefahren. Danach ein ernstes Gespräch, hör mal zu, Rémi, das ist ein Geheimnis, niemand darf von der Hütte wissen. Bis sie ganz fertig ist, verstehst du? Kann ich mich auf dich verlassen? Wir erzählen niemandem was davon, o.k.? Rémi hatte es hoch und heilig versprochen, großes Indianerehrenwort, und soweit Antoine wusste, hatte er Wort gehalten. Mit Antoine ein Geheimnis zu teilen, bedeutete für ihn, zu den Großen zu gehören, bedeutete, selbst ein Großer zu sein. Er hatte gezeigt, dass er vertrauenswürdig war.

Der 22. Dezember war ein recht milder Tag, ein paar Grad wärmer als zu dieser Jahreszeit normal.

Antoine war natürlich aufgeregter wegen des bevorstehenden Weihnachtsfests (er hoffte sehr, dass sein Vater seinen Brief diesmal aufmerksam lesen und ihm eine PlayStation schicken würde), fühlte sich aber noch ein bisschen einsamer als gewöhnlich.

Da er es nicht mehr aushielt, hatte er es gewagt: Er hatte Émilie von der Hütte im Wald erzählt.

Ein Jahr zuvor hatte Antoine das Masturbieren entdeckt, und diese Betätigung erfolgte seitdem mehrmals täglich.

Immer wieder hatte er sich im Wald mit einer Hand an einen Baum gestützt, die Jeans über den Knöcheln, und sich in Gedanken an Émilie erleichtert. Ihm war bewusst geworden, dass er im Grunde alles für sie vollbracht hatte, dass er ein Nest gebaut hatte, in das er sie gerne führen wollte.

Ein paar Tage zuvor hatte sie ihn in den Wald begleitet, skeptisch hatte sie die Konstruktion gemustert – da sollte man hinaufklettern? Sie war dem Ingenieurswesen nicht sehr zugetan und eigentlich in der Absicht gekommen, mit Antoine zu flirten, nur mühsam konnte sie sich vorstellen, das in drei Metern Höhe über dem Boden tun zu müssen. Sie hatte sich einen Moment geziert und eine blonde Locke um den Zeigefinger gewirbelt, und da Antoine, gekränkt von ihrer Reaktion, nicht in Stimmung schien, bei dem Spiel mitzumachen, war sie wieder gegangen.

Ihr Besuch hatte bei Antoine einen schalen Geschmack im Mund hinterlassen, Émilie würde den anderen davon erzählen, er fühlte sich irgendwie lächerlich.

Er war aus Saint-Eustache zurückgekehrt, und nicht einmal die Weihnachtsatmosphäre, die Aussicht auf sein Geschenk konnten ihn dazu bringen, ihn den Misserfolg bei Émilie vergessen zu lassen, der sich in seinem Kopf allmählich in Erniedrigung verwandelte.

Tatsächlich war die Feierstimmung in Beauval weitgehend von Sorge durchdrungen. Weihnachtsdekorationen, Tanne auf dem Marktplatz, Konzert des städtischen Gesangsvereins usw. – die Stadt huldigte wie jedes Jahr den Feierlichkeiten zum Jahresende, dies aber mit einer gewissen Zurückhaltung, seit die Firma Weiser gefährdet war und damit alle ein wenig gefährdete. Dass das Interesse des breiten Publikums an Holzspielzeug zurückging, war offenkundig. Man stützte sich auf die Fabrik für Hampelmänner, Kreisel und Holzeisenbahnen aus Esche, aber schenkte seinen Kindern Spielkonsolen. Man spürte sehr wohl, dass etwas nicht rund lief, dass die Zukunft bedroht

war. Gerüchte über eine Verkleinerung des Betriebs von Weiser gingen immer wieder um. Die Zahl der Beschäftigten war bereits von siebzig auf fünfundsechzig reduziert worden, dann auf sechzig, dann auf zweiundfünfzig. Monsieur Mouchotte, der Werkmeister, war zwei Jahre zuvor entlassen worden und hatte immer noch nichts Neues gefunden. Selbst Monsieur Desmedt lebte in Sorge, obwohl er zu den Betriebsältesten gehörte. Er befürchtete, wie viele andere seinen Namen auf der nächsten Liste zu lesen, von der manche behaupteten, sie komme kurz nach den Feiertagen ...

An diesem Tag überquerte der Hund Odysseus kurz vor 18 Uhr auf Höhe der Apotheke die Hauptstraße von Beauval und wurde von einem Wagen umgefahren. Der Fahrer hielt nicht an.

Man trug den Hund zu den Desmedts. Die Nachricht verbreitete sich. Antoine kam angerannt. Odysseus lag im Garten und atmete schwer. Er wandte den Kopf zu Antoine, der starr am Gartentor stehenblieb. Da ein Bein und Rippen gebrochen waren, musste das Tier dringend zum Tierarzt. Monsieur Desmedt hatte die Hände in den Taschen, sah seinen Hund lange an, ging ins Haus, kam mit seinem Gewehr wieder zurück und schoss ihm aus nächster Nähe eine Patrone in den Bauch. Dann stopfte er den Kadaver des Hundes in einen Plastiksack für Bauschutt. Sache erledigt.

Alles war so schnell gegangen, dass Antoine mit offenem Mund dastand, unfähig, auch nur das geringste Wort hervorzubringen. Übrigens hätte er keinen Gesprächspartner gehabt. Monsieur Desmedt war wieder ins Haus gegangen und hatte die Tür geschlossen. Der graue Sack mit den

Überresten von Odysseus lag am Ende des Gartens bei den anderen Säcken, die voller Gips- und Zementreste waren, da Monsieur Desmedt in der Woche zuvor seinen Kaninchenstall abgerissen hatte, um einen neuen zu bauen.

Erschlagen ging Antoine nach Hause.

Sein Kummer war so groß, dass er am Abend nicht die Kraft fand, seiner Mutter davon zu erzählen, der das Ereignis sowieso entgangen war. Mit zugeschnürter Kehle und schrecklich schwerem Herzen sah er die Szene immer wieder vor sich, das Gewehr, den Kopf von Odysseus, vor allem seine Augen, die massige Gestalt von Monsieur Desmedt . . . Unfähig, etwas zu sagen, ja auch nur zu essen, behauptete er, ihm sei nicht gut, ging in sein Zimmer hinauf und weinte lang. Von unten fragte seine Mutter: »Alles in Ordnung, Antoine?« Er war überrascht, dass es ihm gelang, ein recht deutliches »Ja, geht schon!« herauszubringen, das Madame Courtin genügte. Er schlief erst sehr spät ein, im Traum wurde er von toten Hunden und Gewehren heimgesucht, er erwachte wie gerädert.

Donnerstags brach Madame Courtin sehr früh zur Arbeit auf dem Markt auf. Von allen kleinen Jobs, die sie über das Jahr verteilt hier und da ergattern konnte, war das der einzige, den sie wirklich hasste. Wegen Monsieur Kowalski. Ein Geizkragen, sagte sie, der seinen Angestellten den Minimaltarif zahlte, immer zu spät, und ihnen Waren, die er hätte wegwerfen müssen, zum halben Preis verkaufte. Bei Tagesanbruch aufstehen wegen ein paar Kröten! Aber sie tat es seit fast fünfzehn Jahren trotzdem. Pflichtbewusstsein. Sie redete schon am Vortag darüber, das machte sie krank. Monsieur Kowalski war groß und mager, mit

einem knöchigen Gesicht, eingefallenen Wangen, schmalen Lippen und glühenden Augen, sehnig wie eine Katze – er entsprach nur wenig dem Bild, das man sich von einem Fleischer und Geflügelhändler macht. Antoine, der ihm regelmäßig begegnete, fand, er habe ein Gesicht zum Fürchten. In Marmont hatte er eine Fleischerei gekauft, die er seit dem Tod seiner Ehefrau, zwei Jahre nach seiner Ankunft in der Gegend, mit zwei Gehilfen führte. »Will nie einstellen«, brummelte Madame Courtin, »findet immer, wir sind schon genug.« Er hatte einen Stand auf dem Markt von Marmont und machte jeden Donnerstag mit seinem Verkaufswagen eine Runde durch mehrere Dörfer, die in Beauval endete. Monsieur Kowalskis langgezogenes, ausgemergeltes Gesicht bot Anlass für Witze unter den Kindern, die ihm den Spitznamen Frankenstein gegeben hatten.

An jenem Morgen nahm Madame Courtin wie jeden Donnerstag den ersten Bus nach Marmont. Antoine, der schon wach war, hörte, wie sie vorsichtig die Türe schloss; er stand auf, sah aus dem Fenster seines Zimmers, sah den Garten von Monsieur Desmedt. Dort, in einer Ecke, die er nicht erkennen konnte, lag der Bauschuttsack, der ...

Wieder überwältigten ihn die Tränen. Nicht allein der Tod von Odysseus machte ihn untröstlich, auch der schmerzhafteste Widerhall all der Einsamkeit der letzten Monate, den dieser in ihm auslöste, eine gewaltige Summe von Misserfolgen und Enttäuschungen.

Da seine Mutter nie vor dem frühen Nachmittag nach Hause kam, schrieb sie die Aufgaben des Tages auf eine große Schiefertafel, die in der Küche hing. Es gab immer Dinge im Haushalt zu erledigen, Besorgungen oder Ein-

käufe im kleinen Supermarkt sowie endlose Ermahnungen, räum dein Zimmer auf, im Kühlschrank liegt Schinken für dich, iss wenigstens einen Joghurt und ein bisschen Obst usw.

Auch wenn Madame Courtin alles penibel vorbereitete, fand sie immer etwas für ihn zu tun, daran mangelte es ihr nie. Seit über einer Woche schielte Antoine im Wandschrank nach dem Päckchen, das sein Vater geschickt hatte und das in seiner Verpackung der Größe einer PlayStation entsprach, aber er war nicht bei der Sache. Der Tod des Hundes ließ ihm wegen der brutalen und plötzlichen Weise, mit der er erfolgt war, keine Ruhe. Er machte sich an die Arbeit. Er erledigte die Einkäufe, ohne mit jemandem zu sprechen, dem Bäcker antwortete er nur mit einem Nicken, er wäre unfähig gewesen, ein Wort zu sagen.

Am frühen Nachmittag hatte er nur einen einzigen Wunsch – sich nach Saint-Eustache flüchten.

Er sammelte ein, was er nicht gegessen hatte, um es irgendwo im Vorbeigehen wegzuwerfen. Vor dem Haus der Desmedts zwang er sich, nicht in die Gartenecke zu sehen, wo die Müllsäcke gestapelt wurden, er lief schneller, sein Herz schlug zum Zerspringen, die Nähe belebte seinen Schmerz neu. Er ballte die Fäuste, rannte los und blieb erst vor dem Baum mit seiner Hütte wieder stehen. Als er zu Atem gekommen war, hob er die Augen. Die Schutzhütte, der er so viele Stunden gewidmet hatte, erschien ihm von erschreckender Hässlichkeit. Diese Planen-, Stoff-, Teerpappenreste erinnerten an Wellblechhütten. Er sah Émilies verdrossenes Gesicht vor diesem Bau vor sich. Wütend kletterte er auf den Baum und zerstörte alles, warf

die Holzstücke, die Bretter weit weg. Als sämtliche Teile verstreut waren, stieg er atemlos wieder hinunter. Er lehnte sich an den Baum, ließ sich zu Boden gleiten und fragte sich lange, was er tun solle. Das Leben bereitere keine Freude mehr.

Odysseus fehlte ihm.

Stattdessen kam Rémi.

Von weitem sah Antoine seine kleine Gestalt näherkommen. Er lief vorsichtig, als hätte er Angst, Pilze zu zertreten. Schließlich stand er vor Antoine, der, den Kopf zwischen den Armen, von Schluchzern geschüttelt wurde, blieb dort mit hängenden Armen stehen. Er sah hoch in den Baum, bemerkte, dass alles zerstört worden war, öffnete den Mund, wurde aber unvermittelt unterbrochen.

»Warum hat dein Vater das gemacht?«, brüllte Antoine.
»Sag! Warum hat er das gemacht?«

Er war vor Wut aufgesprungen. Rémi sah ihn starr an, mit weit aufgerissenen Augen, hörte die Vorwürfe, ohne sie recht zu verstehen, weil man ihm zu Hause nur gesagt hatte, Odysseus sei weggelaufen, was er in regelmäßigen Abständen tat.

Von einem unüberwindlichen Gefühl der Ungerechtigkeit erfüllt, war Antoine plötzlich nicht mehr er selbst. Der Effekt der Erstarrung, den Odysseus' Tod ausgelöst hatte, verwandelte sich in diesem Moment in Raserei. Blind vor Zorn packte er den Stock, der vor kurzem noch den Lastenaufzug gestützt hatte, schwenkte ihn, als wäre Rémi ein Hund und er der Besitzer.

Rémi, der ihn nie in einem solchen Zustand gesehen hatte, war verängstigt.

Er wandte sich um, machte einen Schritt.

Da nahm Antoine den Stock in beide Hände und schlug voller Wut auf das Kind ein. Der Stock traf die rechte Schläfe. Rémi brach zusammen, Antoine ging näher, streckte die Hand aus, schüttelte ihn an der Schulter.

»Rémi?«

Er musste betäubt sein. Antoine drehte ihn um, wollte ihm die Wangen tätscheln, aber als das Kind auf dem Rücken lag, sah er dessen offene Augen.

Starr und glasig.

Und eine Gewissheit durchzog ihn: Rémi war tot.

2

Der Stock ist ihm gerade aus den Händen gefallen. Er betrachtet den Körper des Kindes direkt vor sich. In dessen Haltung liegt etwas so Seltsames, er wüsste nicht zu sagen, was, eine Selbstaufgabe ... Was habe ich getan? Und jetzt, was tun? Hilfe holen? Nein, er kann ihn da nicht aufgeben, nein, er muss ihn mitnehmen, nach Beauval rennen, schnellstens zu Doktor Dieulafoy.

»Keine Angst«, murmelt Antoine. »Wir bringen dich ins Krankenhaus.«

Er hat sehr leise gesprochen, wie zu sich selbst.

Er beugt sich nieder, schiebt die Arme unter den Körper des Kindes und richtet sich auf. Er spürt nicht, wie anstrengend das ist, und das ist nur gut, denn er wird einen ganz schönen Weg zurücklegen müssen ...

Er rennt los, aber Rémis Körper in seinen Armen ist plötzlich sehr schwer. Antoine bleibt stehen. Nein, nicht schwer, schlaff ist er. Der Kopf ist ganz nach hinten gekippt, die Arme hängen am Körper herunter, die Füße baumeln wie die eines Hampelmannes. Es ist, als trüge er einen Sack.

Antoines Wille weicht mit einem Mal, er beugt die Knie, ist gezwungen, Rémi wieder auf den Boden zu legen.

Ist er wirklich . . . tot?

Bei dieser Frage blockiert Antoines Gehirn, nichts funktioniert mehr, die Ideen kommen nicht mehr durch.

Er geht um Rémi herum, um sein Gesicht zu betrachten. Sich hinzukauern erfordert eine schreckliche Anstrengung. Er mustert die Farbe der Haut, den halb offen stehenden Mund . . . Er streckt den Arm aus, aber es gelingt ihm nicht, das Gesicht des Kindes zu berühren, eine unsichtbare Mauer ist zwischen ihnen gewachsen, seine Hand stößt sich an einem nicht fassbaren Hindernis, er kann ihn nicht erreichen.

In Antoines Kopf nehmen allmählich die Konsequenzen Gestalt an.

Er ist aufgestanden und geht weinend auf und ab, es gelingt ihm nicht mehr, Rémis Körper anzusehen. Er geht hin und her, mit geballten Fäusten, heißem Kopf, angespannten Muskeln, was soll er tun, die Tränen strömen so heftig, dass er nicht mehr gut sieht, er wischt sie mit dem Ärmel ab.

Plötzlich überwältigt ihn eine Welle der Hoffnung, Rémi hat sich gerührt!

Antoine möchte am liebsten den Wald zum Zeugen anrufen: Er hat sich gerührt, da, nicht? Habt ihr gesehen? Er beugt sich über ihn.

Aber nein, nicht das kleinste Zucken, nichts.

Nur die Stelle, wo der Stock ihn getroffen hat, ändert die Farbe, sie ist jetzt dunkelrot geworden, ein breites Mal, das den ganzen Backenknochen umschließt und

sich auszubreiten scheint wie ein Weinleck auf einem Tischtuch.

Antoine braucht Klarheit, muss wissen, ob Rémi atmet. Das hat er einmal erlebt, im Fernsehen, da hielt einer jemandem einen Spiegel vor die Lippen, um zu sehen, ob er beschlägt. Aber hier, von wegen, Spiegel ...

Es bleibt nichts anderes übrig: Antoine versucht, sich zu konzentrieren, er beugt sich über den Körper, hält das Ohr an Rémis Mund, aber die Geräusche des Waldes und das Pochen seines Herzens verhindern, dass er etwas hört.

Er muss es also anders angehen. Antoine sperrt die Augen auf, streckt mit gespreizten Fingern die Hand zu Rémis Brust, seinem Fruit-of-the-Loom-T-Shirt hin. Beim Kontakt mit dem Stoff verspürt Antoine Erleichterung: Wärme! Er lebt! Seine Hand legt sich daher entschlossen auf den Bauch des Kindes. Wo ist das Herz? Er sucht nach seinem eigenen, um es zu lokalisieren. Es liegt weiter oben, weiter links, er hatte es nicht da vermutet, er dachte ... Und vor lauter Tasten vergisst er plötzlich, was er gerade tut. So, die linke Hand spürt sein eigenes Herz, und die rechte ist an derselben Stelle auf Rémis Oberkörper. Unter der einen schlägt es kräftig, aber unter der anderen nichts. Er drückt, tastet hier und da, aber nein, er legt beide Hände ordentlich flach auf, nichts schlägt. Das Herz ist tot.

Es überkommt ihn, er versetzt Rémi eine Ohrfeige. Mit vollem Schwung. Warum bist du tot, hä? Warum bist du tot?

Unter den Schlägen pendelt der Kopf hin und her. Antoine hält inne. Was tut er da! Rémi schlagen ... der tot ist!

Erschüttert steht er auf.

Was tun? Immer wieder stellt er sich dieselbe Frage, seine Gedanken kommen keinen Schritt weiter.

Er nimmt sein Hin und Her vor dem Körper wieder auf, knetet die Hände, wischt sich die Tränen ab, ein endloser Sturzbach.

Er muss sich stellen. Der Polizei. Was wird er sagen? Ich war mit Rémi zusammen, ich habe ihn mit einem Stockschlag getötet?

Und außerdem, wem soll er das alles sagen, die Gendarmerie ist in Marmont, das ist acht Kilometer von Beauval entfernt ... Seine Mutter wird es von den Gendarmen erfahren. Sie wird darüber sterben, sie wird es nie ertragen, Mutter eines Mörders zu sein. Und wie wird sein Vater reagieren? Er wird Päckchen schicken ...

Antoine ist im Gefängnis. Eine schmale Zelle mit drei älteren Jungen, sie sind für ihre Brutalität bekannt. Sie ähneln den Figuren aus *Oz*, er hat heimlich ein paar Folgen gesehen, ein Typ heißt Vernon Schillinger, grauenhaft, er hat eine Vorliebe für kleine Jungs. Im Gefängnis wird Antoine so einem gegenüberstehen, das ist sicher.

Und wer wird ihn besuchen kommen? Da zieht alles an ihm vorbei, die Freunde, Émilie, Theo, Kevin, der Direktor der Schule ... Und das Bild von Monsieur Desmedt drängt sich nach vorn, sein plumper Körper, der Blaumann, das eckige Gesicht, die grauen Augen!

Nein, Antoine wird nicht ins Gefängnis gehen, dafür wird er gar nicht die Zeit haben; sobald Monsieur Desmedt es erfährt, bringt er ihn um, ganz sicher, so wie er es mit seinem Hund getan hat, ein Gewehrschuss in den Bauch.

Antoine sieht auf die Uhr. 14 Uhr 30, Mittag in der Sonne. Er ist schweißnass.

Er muss eine Entscheidung treffen, aber etwas sagt ihm, dass er das schon getan hat: Er wird nach Hause gehen, nichts sagen, in sein Zimmer hinaufgehen, als hätte er es nie verlassen, wer wird erraten, dass er es war? Bis jemand Rémis Verschwinden bemerkt, werden ... Innerlich rechnet er, aber alles gerät durcheinander, er zählt an den Fingern ab, aber was soll er zählen? Wie lange wird es dauern, bis man Rémi finden wird? Stunden? Tage? Außerdem hat man Rémi so oft mit Antoine und seinen Freunden gesehen, die Polizei wird sie befragen ... Vielleicht sitzen sie jetzt gerade alle zusammen bei Kevin vor der PlayStation, nur er fehlt, Antoine, und deshalb werden sich alle Blicke auf ihn richten.

Nein, er muss dafür sorgen, dass man Rémi nicht findet.

Das Bild des Müllsacks mit dem toten Hund darin geht ihm durch den Kopf.

Ihn loswerden.

Rémi ist verschwunden, niemand weiß, was aus ihm geworden ist, genau, das ist die Lösung, man wird ihn suchen, und niemand wird auf die Idee kommen ...

Antoine läuft weiter neben dem Körper auf und ab, den er nicht mehr ansehen will, das versetzt ihn in panische Angst, das hindert ihn daran, klar zu denken.

Und wenn Rémi seiner Mutter gesagt hat, er würde Antoine in Saint-Eustache treffen?

Vielleicht wird er schon gesucht, bald wird er die Stimmen hören: »Rémi! Antoine!«

Antoine spürt, wie die Falle über ihm zuschnappt. Die Tränen steigen ihm wieder in die Augen. Er ist verloren.

Der Körper muss versteckt werden, aber wo? Wie? Hätte er die Hütte nicht zerstört, hätte er Rémi hinaufschaffen können, da oben hätte ihn niemand gesucht. Die Raben hätten ihn gefressen.

Das Ausmaß der Katastrophe hat ihn niedergeschmettert. Innerhalb weniger Minuten hat sein Leben die Richtung geändert. Er ist ein Mörder.

Die beiden Bilder passen nicht zusammen, man kann nicht zwölf Jahre alt und ein Mörder sein ...

Ihn überwältigt schwindelerregender Kummer.

Und die Zeit vergeht, und Antoine weiß immer noch nicht, was er tun soll, in Beauval wird man sich jetzt Sorgen machen. Der Weiher! Man wird denken, er sei ertrunken!

Nein, der Körper wird auf dem Wasser treiben. Antoine hat nichts, um ihn zu versenken. Wenn man ihn rausfischt, wird man den Hieb auf den Kopf bemerken. Wird man denken, er sei allein gefallen, er habe sich gestoßen?

Antoine ist völlig aufgeschmissen.

Die große Buche! Antoine sieht sie plötzlich vor sich, als stünde er vor ihr.

Die große Buche ist ein riesiger Baum, der vor Jahren umgestürzt ist. Eines Tages ist er umgefallen, einfach so, ohne Ankündigung, wie ein alter Mensch, der plötzlich stirbt, und hat dabei seinen Sockel aus Wurzeln mitgerissen, ein gewaltiger Erdfladen, hoch wie ein Mensch. Er hat weitere Bäume mit sich gezogen, das Geäst bildet ein dichtes Gewirr von Zweigen, wo sie vor langer Zeit eine

ganze Weile mit den Freunden zum Spielen hingegangen sind; inzwischen haben sie den Spaß an dem Ort verloren, keiner weiß, warum ... Die Buche ist auf den Eingang zu einer Art Bau oder so etwas gefallen, ein sehr breites Loch, in das sie sich selbst vor dem Sturz nie hineingetraut hatten, niemand weiß, wo es hinführt, nicht einmal, ob es tief ist, aber Antoine sieht keine andere Lösung.

Seine Entscheidung ist getroffen, er dreht sich um.

Rémis Gesicht hat sich nochmal verändert, es ist grau, der Bluterguss wird größer, immer dunkler. Und der Mund öffnet sich immer weiter. Antoine fühlt sich mies. Nie wird er die Kraft haben, dahin zu laufen, ans andere Ende von Saint-Eustache, schon unter normalen Umständen braucht man dafür fast eine Viertelstunde.

Er wusste nicht, was ihm noch an Tränen blieb. Sie rinnen, fallen in schweren Tropfen, er schnäuzt sich in die Finger, wischt sich mit Blättern ab, nähert sich dem Körper des Kindes, beugt sich darüber, greift dessen Handgelenke. Sie sind schmal, warm, weich, wie schlafende kleine Tiere.

Antoine wendet den Kopf ab und beginnt, ihn zu ziehen ...

Er legt keine sechs Meter zurück, schon stößt er auf Hindernisse, Baumstümpfe, Zweige. Der Wald von Saint-Eustache hat seit Urzeiten keinen Besitzer mehr, er ist ein unglaubliches Durcheinander aus dichtem Gestrüpp, zusammengedrängten Bäumen, die teils übereinandergestürzt sind, aus Gesträuch und Hochwald, einen Körper zu ziehen ist unmöglich, er wird ihn tragen müssen.

Antoine kann sich nicht dazu durchringen.

Um ihn herum knarzt der Wald wie ein altes Schiff. Er tänzelt von einem Fuß auf den anderen. Wie soll er seinen Mut zusammennehmen?

Er weiß nicht, woher die Kraft kommt, aber mit einem Mal bückt er sich, packt Rémi und lädt ihn sich in einem einzigen Schwung auf den Rücken. Und er beginnt zu laufen, läuft sehr schnell, läuft um die Stämme herum, wenn er nicht über sie hinwegsteigen kann.

Beim ersten falschen Schritt bleibt er mit dem Fuß an einer Wurzel hängen und fällt hin, Rémis Körper über sich, schwer wie ein Krake, lasch, einhüllend, Antoine stößt einen Schrei aus und schiebt ihn weg, heult auf, erhebt sich wieder und drückt sich gegen einen Baum, versucht zu Atem zu kommen . . . Er dachte, so eine Leiche sei starr, er hat Bilder davon gesehen, tote Menschen, starr wie eine Tür. Aber im Gegenteil, die hier ist schlaff, als hätte sie keine Knochen.

Antoine versucht, sich Mut zuzusprechen. Los jetzt, du musst den Körper verstecken, ihn verschwinden lassen, danach wird alles gut. Er geht zu ihm, schließt die Augen, packt Rémis Arme, bückt sich, hievt ihn sich wieder über die Schultern und läuft los, vorsichtig. Als er ihn so auf dem Rücken trägt, fühlt er sich, als wäre er ein Feuerwehrmann, der jemanden aus einem Feuer rettet. Peter Parker, der Mary Jane trägt.

Es ist ziemlich kalt, aber er ist schweißgebadet. Und erschöpft, seine Füße sind tonnenschwer, die Schultern hängen herab. Und doch muss er schneller gehen, in Beauval macht man sich schon Sorgen.

Und seine Mutter wird bald nach Hause kommen.

Und Madame Desmedt wird bei ihr klingeln und fragen, wo Rémi ist.

Und wenn er nach Hause kommt, wird man ihn dasselbe fragen, er wird antworten, nein, Rémi hab ich nicht gesehen, ich war ...

Wo war er?

Während er über Baumstümpfe klettert, um unpassierbares Dickicht herumläuft, sich an Schösslingen und Adventivwurzeln stößt, die sich dicht über dem Boden entlangziehen, unter dem Gewicht des toten Kindes schwankt, überlegt er, wo er sein könnte, wenn er nicht hier wäre, findet aber nichts. »Dem Jungen fehlt es ein bisschen an Phantasie ...«, hat die Lehrerin letztes Jahr gesagt, kurz bevor er in die Sechste kam. Monsieur Sanchez hat ihn nie sonderlich gemocht, er mochte immer nur Adrien, das ist sein Liebling, schon immer, manchmal hörte man jemanden sagen, Monsieur Sanchez und die Mutter von Adrien ... Eine Frau, die Parfüm benutzt, ganz anders als die Mutter von Antoine, bei Schulschluss gucken alle nach ihr, sie raucht auf der Straße und trägt ...

Es musste ja passieren, er schlägt zum zweiten Mal hin, stößt sich den Kopf an einem Stamm, lässt seine Bürde fallen und schreit auf, als er sieht, wie Rémi über ihn fliegt und schwer zu Boden fällt. Instinktiv hat er ihm die Hand hingehalten ... Einen Augenblick lang hat er sich sogar vorgestellt, Rémi hätte sich weh getan, er hat an ihn gedacht wie an einen Lebenden.

Er sieht den Rücken, die kleinen Beine, die kleinen Hände, es ist so trostlos.

Antoine kann nicht mehr. Er verharrt da, bleibt im Laub

liegen, im Geruch der Erde, den er einatmet, wie er den Geruch von Odysseus' Fell einatmete. Er ist so erschöpft, dass er am liebsten einschlafen würde, sich in den Boden drücken, ebenfalls verschwinden.

Er wird es sein lassen, er wird die Kraft nicht haben.

Sein Blick fällt auf die Armbanduhr. Seine Mutter muss inzwischen zu Hause sein. Es ist schwer zu erklären, aber dass er es jetzt schafft, wieder auf die Beine zu kommen, liegt nur an ihr. Sie hat das nicht verdient. Sie wird darüber sterben. Wenn rauskommt, dass er ... dann tötet er damit auch sie.

Schmerzerfüllt erhebt er sich. Rémi hat Schürfwunden am Arm und am Bein, Antoine stellt sich unwillkürlich vor, dass ihm das trotz allem weh tut, verrückt, irgendwie will ihm nicht in den Kopf, dass Rémi tot ist, nein, es gelingt ihm nicht, das zuzugeben. Das ist keine Leiche, sondern das Kind, das er kennt, das er jetzt wieder auf den Rücken nimmt und durch den Wald von Saint-Eustache transportiert, das Kind, das er mit Odysseus auf die Plattform hochgezogen und das dabei waouhhhh! gerufen hat. Er war begeistert von dem Ding.

Antoine beginnt zu phantasieren.

Während er sich mit großen Schritten vorwärtsbewegt, sieht er, wie Rémi vor ihm auftaucht, wie er lächelt, ihm winkt, Hallo, er hat Antoine immer bewundert. Ach, sag bloß, ist das eine Hütte? Er sieht über ihn in die Höhe, er ist ein kleiner Junge mit rundem Gesicht, ausdrucksvollen Augen, er drückt sich ganz schön gut aus für sein Alter, o. k., er ist noch ein Kleiner, er denkt wie ein Kleiner, aber er ist interessant, er stellt ganz schön gute Fragen ...

Antoine hat die Strecke gar nicht gemerkt. Er ist da.

Da ist es. Die umgestürzte große Buche.

Um den Stamm und den darunterliegenden Bau zu erreichen, muss er ziemlich gegen das wuchernde Gestrüpp kämpfen, vor allem, da es in diesem Teil des Waldes noch dunkler ist.

Antoine denkt nicht mehr nach, er rückt vor. Ein paar Mal verliert er das Gleichgewicht, klammert sich fest, wo er kann, ist kurz davor, alles loszulassen, er zerreißt sich die Hemdmanschette, aber er rückt vor. R mis Kopf schlägt gegen einen Baum, das verursacht einen dumpfen Schlag ... Zwei Mal bleiben seine Arme an Dornen hängen, Antoine muss zerren, um sie freizubekommen.

Schließlich hat er, nach einer langen Guerilla, Ort und Stelle erreicht.

Zwei Meter von ihm entfernt, direkt unter dem massiven Stamm der Buche, der große schwarze Spalt des Baus. Eine Höhle. Um sie zu erreichen, muss man auf einen kleinen Erdhügel steigen.

Antoine legt den Körper vorsichtig zu seinen F uen ab, b ckt sich und beginnt, ihn zu rollen. Wie einen Teppich.

Der Kopf des Kindes schlägt hier und da an, Antoine schiebt weiter und schließt die Augen. Als er sie wieder öffnet, ist er auf der Hälfte des Hügels. Der düstere große Spalt, dem er sich nähert, macht ihm Angst, wie die Öffnung eines Ofens. Der Schlund eines Riesen. Niemand weiß, was da drin ist. Nicht einmal, ob es tief ist. Und was ist das überhaupt? Antoine dachte immer, es sei das Loch, das früher einmal der Stumpf eines anderen entwurzelten Baumes hinterlassen hat, auf den dann die Buche stürzte.

So. Jetzt ist er da.

Antoine ist unfähig, Erleichterung darüber zu empfinden. Der Körper des kleinen Rémi liegt ihm zu Füßen, am Rand des Lochs, und beide werden sie von dem kolossalen Stamm der umgestürzten Buche überragt.

Jetzt wird er ihn schubsen müssen. Antoine kann sich nicht dazu durchringen.

Er drückt sich die Hände an die Schläfen und brüllt vor Schmerz. Trunken vor Kummer, lehnt er sich an die Rinde des Baumes, streckt den rechten Fuß vor, schiebt ihn unter die Hüfte des Kindes, hebt ihn leicht an.

Er wendet den Blick zum Himmel und stößt abrupt das Bein vor.

Der Körper rollt langsam, am äußersten Rand des Loches scheint er zu zögern, dann, mit einem Mal, kippt er und fällt.

Das letzte Bild, das in Antoines Gedächtnis haften bleiben wird, ist das von Rémis Arm, seiner Hand, die aussieht, als wolle sie sich an den Boden klammern, sich festhalten, um nicht zu fallen.

Antoine steht wie angewurzelt da.

Der Körper ist verschwunden. Zweifel überkommen ihn, er kniet nieder, streckt den Arm aus, schüchtern zunächst, er sucht in der Grube, tastet. Seine Hand stößt sich an nichts.

Vollständig benommen richtet er sich auf. Nichts mehr da. Kein Rémi mehr, nichts, alles ist verschwunden.

Bis auf das Bild der kleinen Hand mit den gekrümmten Fingern, die langsam verschwindet . . .

Antoine dreht sich um und steigt mit Riesenschritten mechanisch über Buschwerk.

Als er am Rand des Dickichts angekommen ist, stürzt er die Anhöhe hinunter und rennt, rennt, rennt.

Der kürzeste Weg zwingt ihn dazu, zweimal die Landstraße zu überqueren. Antoine rollt sich ins Dickicht. Da er sich am Ausgang einer Kurve befindet und nicht sehen kann, was kommt, spitzt er die Ohren, aber immer noch dieses verdammte Herzklopfen ...

Er richtet sich auf, blickt suchend rasch rechts, dann links und entschließt sich. Er rennt über die Straße und taucht in dem Moment wieder in den Wald ein, als der Lieferwagen von Monsieur Kowalski auftaucht.

Antoine wirft sich in den Graben und verharrt reglos. Der Lieferwagen rauscht die Landstraße entlang.

Antoine wartet nicht ab, er rennt wieder los. Dreihundert Meter vom Ortsrand entfernt bleibt er einen Moment im Gestrüpp stehen, aber er spürt, dass er nicht nachdenken darf, im Gegenteil, er muss sich rasch entscheiden. Er verlässt den Wald und läuft mit Schritten, die, wie er hofft, sicher wirken; er versucht, zu Atem zu kommen.

Sieht er normal aus? Er bringt seine Haare in Ordnung. An den Händen hat er ein paar Schrammen, nichts sonderlich Auffälliges, mit der Hand wischt er eilig die Erde und die an Hemd und Hose hängenden kleinen Zweige ab ...

Er dachte, er würde Angst haben, nach Hause zurückzukommen, aber nein, im Gegenteil, die Bäckerei, der Lebensmittelladen, das Tor des Rathauses, all die vertrauten Orte bringen ihn ins gewohnte Leben zurück, bringen den Albtraum auf Abstand.

Um den Riss an seinem Ärmel zu verstecken, tastet er nach der Manschette, die er mit der Hand festhalten will.

Er senkt den Blick.

Er hat seine Uhr verloren.

3

Es war eine Taucheruhr mit schwarzem Zifferblatt, grün fluoreszierendem Armband und einer beeindruckenden Anzahl von Funktionen: ein Tachymeter, eine drehbare Lünette mit Anzeige der Weltzeit, eine Stoppuhr, ein Taschenrechner ... Es war eine sehr breite Uhr, zu groß für Antoines Handgelenk, aber genau das hatte ihm gefallen. Um sie kaufen zu dürfen, hatte er seine Mutter wochenlang bedrängen müssen und die Erlaubnis erst nach einem Haufen von Versprechen und verschiedenen Verpflichtungen erhalten sowie nach einer Moralpredigt über den Begriff des Sparens, des Nötigen und Unnötigen, über den Umgang mit Wünschen und über einige andere für ihn recht obskure Begriffe, die seine Mutter in Zeitschriften fand, in Artikeln über Kindheit und Erziehung.

Wie würde er das plötzliche Verschwinden der Uhr erklären? Denn seine Mutter würde nach ihr fragen, ganz sicher, für solche Dinge hatte sie einen unfehlbaren Blick.

Sollte er umkehren? Wo konnte er sie verloren haben? Vielleicht war sie in den Graben gefallen, unter der großen Buche ... Und wenn er sie auf dem Rückweg verloren

hatte? Vielleicht sogar auf der Straße? Wäre sie ein Beweismittel gegen ihn, wenn jemand sie finden würde? Schlimmer, würde das den Ermittlungen nicht klar eine Richtung geben und geradewegs zu ihm hinführen?

Von diesen Fragen durcheinandergebracht, bemerkte Antoine nicht sofort, dass im Garten der Desmedts ein ungewöhnliches Treiben herrschte.

Eine gewisse Unruhe herrschte in einer Gruppe von sieben oder acht Personen, im wesentlichen Frauen: die Lebensmittelhändlerin, die man nie in ihrem Laden sah, Madame Kernevel, Claudine und sogar die alte Madame Antonetti, so mager, dass sie fast durchsichtig war, die mit meckernder Stimme redete und einen mit ihren blauen Hexenaugen durchbohrte, dazu noch bös wie ein Giftzwerg.

Dieser Schwarm verbarg die Gestalt von Madame Desmedt, von der man nur schwach die leicht näselnde Stimme hörte. Sie war von Anfang bis Ende des Jahres durchgängig erkältet. »Allergie gegen Sägemehl«, behauptete sie immer schulmeisterlich. »Was wollen Sie machen, in so einem Dorf!« Dann ließ sie die Arme fallen, die Hände klatschten mit dem Geräusch einer Ohrfeige an die Oberschenkel, um die Unausweichlichkeit des Schicksals zu unterstreichen, dem sie unterworfen war.

Als Antoine die Aufregung im Garten sah, lief er etwas langsamer. Hinter sich hörte er rasche Schritte, es war Émilie. Sie war ganz außer Atem und hatte ihn gerade eingeholt, als eine Stimme rief:

»Ach, da ist er ja! Da ist Antoine!«

Madame Desmedt drängte sich mit Ellbogeneinsatz an die Spitze, verließ den Garten, das Taschentuch in der

Hand, und lief auf ihn zu. Die gesamte Gruppe stürzte ihr nach.

»Weißt du, wo Rémi ist?«, fragte sie hastig.

In diesem Augenblick begriff er, dass er es nie schaffen würde zu lügen. Seine Kehle war wie zugeschnürt, und er schüttelte den Kopf. Nein ...

»Also ...«, stieß Madame Desmedt hervor.

Allein dieses Wort, hervorgebracht von einer erstickten Stimme, war so voller Angst, dass Antoine beinahe in Tränen ausgebrochen wäre. Nur der Einmischung der Lebensmittelhändlerin hatte er es zu verdanken, nicht sofort etwas sagen zu müssen:

»Er war nicht mit dir zusammen ...«

Er schluckte, sah sich um. Sein Blick fiel auf Émilie, die, in ihrer Bewegung zu Antoine gestoppt, die Szene mit großer Neugier verfolgte. Es gelang ihm, leise zu antworten:

»Nein ...«

Er klappte beinahe zusammen, als die Lebensmittelhändlerin fortfuhr:

»Wo hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

Er wollte gerade sagen, er habe ihn den ganzen Tag nicht gesehen. Sein Gesicht war weiß wie ein Bettlaken, als er unbestimmt auf den Garten deutete. Die Bemerkungen gingen noch heftiger weiter.

»Ja, aber«, rief die Lebensmittelhändlerin, »das Kind hat sich doch wohl nicht in Luft aufgelöst!«

»Wenn er durchs Viertel gelaufen wäre, hätte ihn jemand gesehen ...«

»Wer weiß ...!«

Madame Desmedt starrte Antoine weiter an, aber sie ver-

mittelte eher den Eindruck, sie würde durch ihn hindurchsehen und gerade erst bemerken, was geschah. Ihre Unterlippe hing herab, ihr Blick war starr. Ihr Elend traf Antoine mitten ins Herz.

Er machte langsam kehrt und ging, ohne Émilie auch nur anzusehen, nach Hause.

Bevor er die Tür aufschloss, wandte er sich um. Er bemerkte eine eigenartige Ähnlichkeit zwischen Madame Desmedt und der Frau von Monsieur Prévaille, die gelegentlich der Aufmerksamkeit ihrer Krankenwärterin entflohen und die man dann verstört auf der Straße antraf, wo sie nach ihrer einzigen Tochter schrie, die vor fünfzehn Jahren gestorben war; die Frische von Émilies blondem Haar bildete dazu einen schmerzhaften Kontrast.

Als er das Haus betrat, empfand Antoine Erleichterung. Im Wohnzimmer funkelte der mit Lichterketten behängte Weihnachtsbaum wie eine Leuchtreklame.

Er hatte gelogen, und man hatte ihm geglaubt. Aber war er deshalb aus den Schwierigkeiten raus?

Und die Uhr ...

Seine Mutter war noch nicht zu Hause, aber sie würde bald kommen. Er ging nach oben, zog sein Hemd aus, knüllte es zusammen und schob es unter die Matratze. Er zog ein sauberes T-Shirt an, trat ans Fenster, schob ganz leicht die Gardine beiseite und sah auf der Straße die massige Gestalt von Monsieur Desmedt, der von der Fabrik nach Hause kam und auf den Garten zusteuerte, wohin die kleine Gruppe wieder zurückgekehrt war. Von ihm ging eine solche Kraft, eine solche Brutalität aus, dass Antoine zurückwich ... Allein der Gedanke, sich in Gegenwart die-

ses Mannes zu befinden, verursachte ihm Bauchschmerzen. Übelkeit überkam ihn, er hielt sich die Hand vor den Mund, hatte gerade noch Zeit, zur Toilette zu rennen und sich vorzubeugen ...

Sie würden Rémis Körper am Ende finden und wiederkommen, um ihm Fragen zu stellen.

Er ging in sein Zimmer, doch die Beine versagten, er fiel auf die Knie.

In vielleicht nicht mal einer Stunde, wenn man seine Uhr auf dem Weg auflesen würde, würde man bemerken, dass er gelogen hatte ...

Eine Gendarmerieeinheit würde das Haus umstellen, um ihn am Fliehen zu hindern. Man würde die Räume absuchen, sie kämen zu dritt, sogar zu viert. Bewaffnet würden sie langsam die Treppe hinaufsteigen, den Rücken an die Wand gedrückt, während man ihm von draußen mit einem Megaphon befehlen würde, sich zu ergeben und mit erhobenen Händen herauszukommen ... Er würde sich nicht verteidigen können. Man würde ihm sofort Handschellen anlegen. »Du hast Rémi umgebracht! Wo hast du die Leiche versteckt?«

Vielleicht würde man ihm etwas über den Kopf legen, um ihn nicht zu erniedrigen. Er würde an seiner Mutter vorbeigehen, die völlig gebrochen im Erdgeschoss darsitzen und nur Antoine, Antoine, Antoine wiederholen würde ... Auf der Straße wäre die ganze Stadt versammelt, man würde Rufe hören, Gebrüll: Dreckskerl, Mörder, Kindermörder! Die Gendarmen würden ihn zum Transporter schubsen, aber in dem Moment käme Monsieur Desmedt, mit einer Handbewegung würde er die über Antoinés

Kopf geworfene Jacke wegreißen, damit Antoine ihn sehen könnte, wie er sein Gewehr an die Hüfte hält und schießt.

Antoine spürte einen schrecklichen Schmerz im Bauch, er hatte das Bedürfnis, wieder zur Toilette zu rennen, aber verharrte da, kniete weiter auf dem Fußboden seines Zimmers, erschüttert, er hatte gerade eine Stimme gehört:

»Antoine, bist du da?«

Schnell, so tun als ob.

Er erhob sich und setzte sich an den Schreibtisch.

Schon stand seine Mutter beunruhigt im Türrahmen.

»Was ist los? Bei Bernadette ist so ein Trubel!«

Er verzog machtlos das Gesicht, ich weiß nicht.

Aber Madame Desmedt hatte ihn befragt, er musste wissen, was los war.

»Es geht um Rémi . . . Die suchen ihn.«

»Ach so? Weiß man denn nicht, wo er ist?«

Das war typisch seine Mutter.

»Er wird gesucht, weil man nicht weiß, wo er ist, Mama, sonst würde man ihn nicht suchen.«

Aber Madame Courtin hörte nicht zu, sie war ans Fenster gegangen. Antoine stellte sich hinter sie.

Seit Monsieur Desmedt gekommen war, hatten sich noch mehr Leute im Garten versammelt, seine Kumpel aus dem Bistrot, Kollegen aus der Firma Weiser. Stahlgraue Wolken wälzten sich über einen verdüsterten Himmel. Im Licht der Dämmerung wirkten all die um Monsieur Desmedt herumstehenden Menschen wie eine Meute. Ein Frösteln überkam ihn.

»Ist dir kalt?«, fragte seine Mutter.

Antoine machte eine ungeduldige Geste.

Unten wandten sich alle Blicke dem Bürgermeister zu, der gerade den Garten betreten hatte. Madame Courtin öffnete das Fenster.

»Nur die Ruhe, nur die Ruhe«, sagte Monsieur Weiser, der oft wiederholte, was er sagte.

Er hielt Monsieur Desmedt die weit geöffnete Hand vor die Brust.

»Man ruft nicht grundlos die Gendarmerie.«

»Was heißt hier grundlos!«, brüllte Monsieur Desmedt. »Mein Sohn ist verschwunden und für Sie ist das nichts ...«

»Verschwunden, verschwunden ...«

»Ja, wissen Sie denn, wo er ist? Ein sechsjähriger Junge, den ...«, er blickte auf die Uhr, rechnete stirnrunzelnd, »... seit fast drei Stunden keiner gesehen hat, ist für Sie nicht verschwunden?«

»Gut, wo wurde das Kind denn zum letzten Mal gesehen?«, fragte Monsieur Weiser, der sichtlich konstruktiv zu sein versuchte.

»Er ist ein Stückchen mit seinem Vater gegangen, nicht, Roger?«, sagte Madame Desmedt mit zitternder Stimme.

Monsieur Desmedt nickte. Mittags kam er immer nach Hause, und wenn er in die Fabrik zurückging, begleitete Rémi ihn nicht selten ein paar Schritte, woraufhin der Junge in aller Ruhe nach Hause zurückkehrte.

»Und wo waren Sie, als er umgedreht hat?«, fragte der Bürgermeister.

Man spürte deutlich, es gefiel Monsieur Desmedt nicht allzu sehr, dass der Direktor der Fabrik, der ihn beschäftigte, sich so zum Fragesteller aufspielte. Würde er ihm

jetzt Anweisungen geben, wie er seine Familie zu führen hatte? In seiner Antwort war die unterdrückte Wut zu spüren:

»Sollte sich nicht eher die Gendarmerie an die Arbeit machen als Sie?«

Er überragte den Bürgermeister um einen Kopf und war dicht vor ihn getreten, um ihn noch deutlicher zu überragen. Er redete mit Stentorstimme, und Monsieur Weiser musste sich sichtlich anstrengen, keine Zugeständnisse zu machen. Es ging um seine Autorität, seine Würde. Die Frauen waren zurückgetreten, die Männer hatten sich genähert, in gewisser Weise war er umzingelt: Alle waren Arbeiter, Väter oder Brüder von Arbeitern der Fabrik von Monsieur Weiser. Diese unerwartete Konfrontation rief bei einigen die drohende Arbeitslosigkeit wach, die dumpf auf allen lastete. Man wusste nicht mehr so recht, wer in Monsieur Desmedt der Wütendere war, der Vater von Rémi oder der Arbeiter.

Madame Kernevel, die sich wenig für den Streit zwischen Monsieur Desmedt und dem Bürgermeister von Beauval interessierte, hatte beschlossen, die Initiative zu ergreifen, sie war nach Hause gegangen und hatte den Hörer abgenommen.

Die Ankunft der Gendarmen war mehr, als Madame Courtin ertragen konnte. Sie stürzte hinaus.

Es waren noch weitere Nachbarn gekommen, Passanten waren stehen geblieben, Abwesende gerufen worden, wer nicht in den Garten der Desmedts passte, bezog auf der Straße Position, die gesamte kleine Menge drängte sich, redete und rief sich Dinge zu, aber alles erfolgte leise,

man murmelte, das Rauschen hatte etwas Ernstes und Besorgtes.

Der Gendarmerietransporter faszinierte Antoine sehr.

Er kam häufig durch den Ort, man kannte die Gesichter der Gendarmen, sie hielten gern mal im Café an, bestellten ostentativ nur alkoholfreie Getränke und achteten darauf, zu bezahlen, was sie konsumierten. Manchmal schritten sie bei Streitigkeiten ein oder sie erschienen, um offizielle Papiere auszuhändigen; wenn sie kamen, war das immer ein kleines Ereignis, man fragte sich, was wohl der Anlass war, und wenn der Transporter nicht allzu weit entfernt parkte, so ging man gern mal hin.

Antoine kannte sich mit den Dienstgraden nicht aus und fand, dass der Chef ganz schön jung aussah. Er fühlte sich eigenartig beruhigt.

Die drei Gendarmen schoben die Menge beiseite, um in den Garten zu kommen.

Der Chef befragte rasch Madame Desmedt. Während er konzentriert ihrer Antwort zuhörte, nahm er sie am Arm und nötigte sie, ins Haus zu gehen. Monsieur Desmedt folgte und drehte sich zum Bürgermeister um, der seinerseits versuchte, der Gruppe zu folgen.

Dann verschwanden alle. Die Tür schloss sich.

Die kleine Menge spaltete sich in mehrere Gruppen, nach Zugehörigkeiten, die Weiser-Arbeiter, die Leute aus dem Viertel, die sich kannten, die Eltern der Schüler. Niemand ließ auch nur im Geringsten erkennen, sich zurückziehen zu wollen.

Antoine bemerkte, dass die Stimmung sich verändert hatte. Das Eintreffen der Ordnungskräfte hatte den kleinen

Vorfall in den Rang eines regelrechten Ereignisses erhoben. Es handelte sich nicht mehr um etwas Individuelles, sondern um etwas, das die Gemeinschaft betraf. Antoine spürte es. Die gemäßigeren Stimmen, die besorgteren Fragen, all das nahm, da er betroffen war, in seinen Augen eine bedrohlichere Wendung.

Eilig schloss er das Fenster, er musste wieder zur Toilette. Er setzte sich auf die Schüssel, beugte sich vor, aber nichts kam. Sein Magen war wie Brei, von schrecklich schmerzhaften Krämpfen durchzogen. Er drückte die verschränkten Arme gegen ...

Er hörte Geräusche ... Mit einem Schlag hörte der Schmerz auf, er hob den Kopf. Er dachte an den Hirsch, den er einmal im Wald überrascht hatte, hoch auf den Beinen aufgerichtet, der langsam den Kopf drehte, die Schnauze in der Luft, und versuchte zu hören, was er nicht sehen konnte, er hatte Antoinettes Anwesenheit gespürt und sich augenblicklich in ein gejagtes, nervöses, angespanntes Tier verwandelt ...

Antoine begriff sofort, dass seine Mutter nicht allein war, es waren Stimmen zu hören, Männerstimmen. Er richtete sich auf, und ohne auch nur den Gürtel seiner Jeans zu schließen, rannte er in sein Zimmer.

»Ich hol ihn runter«, sagte seine Mutter, die bereits auf der Treppe war.

Antoine wich so weit wie möglich von der Tür zurück, er musste sich gelassen zeigen, hatte dazu aber nicht die Zeit.

»Da sind die Gendarmen«, sagte seine Mutter, als sie hereinkam. »Sie wollen mit dir reden.«

Ihr Ton hatte nichts Besorgtes. Antoine spürte darin so-

gar eine Art Genüsslichkeit: Ihr Sohn und somit sie waren interessant für die Behörden, man erkundigte sich bei ihnen, sie hatten etwas zu sagen. Sie waren wichtig.

»Mit mir reden . . . worüber?«, fragte Antoine.

»Ja, aber . . . über Rémi natürlich!«

Madame Courtin war über Antoinettes Antwort beinahe schockiert. Aber beide brachte das Erscheinen des Gendarmen noch stärker durcheinander.

»Erlauben Sie . . .?«

Er trat langsam, aber mit Autorität ins Zimmer.

Antoine wäre unfähig gewesen, sein Alter zu schätzen, auf jeden Fall war er nicht so jung wie vom Fenster aus gedacht. Er begnügte sich damit, den Jungen mit einem vertrauensvollen Lächeln zu mustern, verschaffte sich rasch einen Überblick über das Zimmer, kam näher und kniete sich vor ihn. Er hatte perfekt rasierte Wangen, einen wachen, durchdringenden Blick und recht große Ohren.

»Sag mal, Antoine, du kennst doch Rémi Desmedt, nicht?«

Antoine schluckte und antwortete mit einem Nicken. Der Gendarm streckte die Hand in Richtung seiner Schulter aus, aber hielt in der Bewegung inne.

»Hab keine Angst, Antoine . . . Ich will nur wissen, wann du ihn das letzte Mal gesehen hast.«

Antoine hob den Blick und sah seine Mutter an der Zimmertür, die der Szene mit befriedigter, fast stolzer Miene beiwohnte.

»Schau bitte mich an, Antoine. Antworte mir.«

Die Stimme war nicht mehr dieselbe, bestimmter, er wollte eine Antwort . . . über die Antoine noch nicht richtig

nachgedacht hatte. Mit Madame Desmedt war es einfacher gewesen. Um sich Mut zu machen, wandte er sich zum Fenster.

»Im Garten«, brachte er raus. »Da, im Garten ...«

»Wie spät war es da?«

Der Umstand, dass seine Stimme nicht sonderlich gezittert hatte, nicht mehr als die Stimme von jedem zwölfjährigen Jungen zittern würde, der von einem Gendarmen befragt wird, ermutigte Antoine.

Er dachte nach: Was hatte Madame Desmedt vorhin gesagt?

»Gegen halb zwei, ungefähr ...«

»Gut. Und was hat Rémi im Garten gemacht?«

Die Antwort kam sofort:

»Er hat den Sack mit dem Hund angesehen.«

Der Gendarm runzelte die Stirn. Antoine begriff, dass seine Antwort ohne weitere Erklärung nicht sehr verständlich war.

»Das war der Vater von Rémi. Der hat gestern seinen Hund getötet. Er hat ihn in einen Müllsack gesteckt.«

Der Gendarm lächelte.

»Na, sag mal, da passieren ja Sachen in Beauval ...«

Aber Antoine war nicht zu Scherzen aufgelegt.

»O.k.«, fuhr der Gendarm fort. »Und wo ist dieser Müllsack?«

»Da«, sagte er und deutete aufs Fenster, »im Garten. Beim Bauschutt. Er hat ihn mit dem Gewehr erschossen und in einen Müllsack gesteckt.«

»Und Rémi war also im Garten und hat sich den Müllsack angesehen, ja?«

»Ja. Er hat geweint ...«

Der Gendarm presste die Lippen zusammen, na, das kann ich verstehen.

»Und dann hast du ihn nicht mehr gesehen ...«

Nein, Kopfschütteln. Der Gendarm musterte ihn mit zusammengekniffenen Lippen, konzentriert auf das, was er gerade gehört hatte.

»Und du hast nicht gehört, wie ein Auto anhielt oder so etwas?«

Nein.

»Ich meine, nichts Ungewöhnliches?«

Nein.

»Gut!«

Der Gendarm schlug mit den Händen auf die Knie, gut, das war's noch nicht ganz, aber ...

»Danke, Antoine, das wird uns sehr helfen.«

Er stand auf. Beim Rausgehen nickte er Madame Courtin zu, die sich anschickte, ihm zur Treppe zu folgen.

»Ach, Antoine, sag mal ...«

Er war in der Tür stehen geblieben, hatte sich umgedreht.

»Als du ihn da im Garten gesehen hast ... wo bist du da hingegangen?«

Reflexartige Antwort:

»Zum Weiher.«

Antoine spürte, wie schnell er geantwortet hatte. Zu schnell.

Daher wiederholte er ruhiger:

»Ich war am Weiher.«

Der Gendarm nickte zustimmend, am Weiher, o. k., alles klar.